Breslauer Zeitung.

Vierteljähriger Abonnementspr. in Breslau 5 Mark, Wochen-Abonnem. 50 Pf., außerhalb pro Quartal incl. Porto 6 Mark 50 Pf. — Insertionsgebühr für den Raum einer sechstheiligen Petit-Zeile 20 Pf., Reclame 50 Pf.

Expedition: Herrenstraße Nr. 20. Außerdem übernehmen alle Post-Anstalten Bestellungen auf die Zeitung, welche Sonntag und Montag einmal, an den übrigen Tagen zweimal erscheint.

Nr. 281. Morgen-Ausgabe. Sechsundfünfzigster Jahrgang. — Verlag von Eduard Trewendt. Sonntag, den 20. Juni 1875.

Einladung zur Pränumeration.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement, wozu wir hierdurch ergebenst einladen, die auswärtigen Leser ersuchend, ihre Bestellungen bei den nächsten Post-Anstalten so zeitig als möglich zu machen, um eine ununterbrochene Sendung der Zeitungen zu ermöglichen.

Der vierteljährliche Abonnements-Preis beträgt am hiesigen Orte bei der Expedition und sämmtlichen Commanditen 5 Mark Reichsw., bei täglich zweimaliger Uebersendung in die Wohnung 6 Mark Reichsw.; auswärts im ganzen Post-Gebiete des deutschen Reiches und Oesterreichs mit Porto 6 Mark 50 Pf. Reichsw.

In den k. k. österreichischen Staaten, sowie in Rußland und Polen nehmen die betreffenden k. k. Post-Anstalten Bestellungen auf die Breslauer Zeitung entgegen.

Die Expedition der Breslauer Zeitung.

Der Zeugenzwang.

Das Verfahren gegen die „Frankfurter Zeitung" gewinnt eine so große Bedeutung, daß wir gezwungen sind, noch einmal darauf zurückzukommen, zumal wir neulich bei unserer Besprechung geflissentlich die juristischen Gesichtspunkte außer Betracht gelassen und uns nur auf die allgemeine politische Bedeutung beschränkt haben.

Wir haben den Zeugenzwang früher nur da kennen lernen, wo es sich um Verletzungen des Amtsgeheimnisses, nicht aber da, wo es sich um eigentliche Preßvergehen handelte. Im Jahre 1863 veröffentlichte die „Vossische Zeitung" einen Brief, welchen der Finanzminister an den Kriegsminister vertraulich geschrieben. Selbstverständlich war an dem Inhalte dieses Briefes nichts Strafbares; als strafbar bezeichnete die Regierung nur die Thatsache, daß ein Beamter, der kraft seines Amtes Kenntniß von dem Inhalte dieses Briefes hatte, das Amtsgeheimniß brach. Diese Verletzung des Amtsgeheimnisses war eine vollendete Thatsache, noch ehe der Brief in der Zeitung erschien. Hätte die Regierung zufällig Kenntniß davon erhalten, daß dieser Brief von einem Beamten unbefugter Weise einer Privatperson mitgetheilt worden sei; so wäre sie berechtigt gewesen, schon damals eine Untersuchung gegen ihn einzuleiten und zu diesem Zwecke Zeugen zu verhören. Daß nun der Brief obenein in der gelesensten Zeitung Berlins erschien, konnte natürlich weder die Strafbarkeit des Schuldigen aufheben, noch eine Veranlassung bieten, von der Untersuchung Abstand zu nehmen. Wir finden es völlig begreiflich, daß die Regierung die strenge Wahrung des Amtsgeheimnisses höher stellt, als die freie Bewegung der Presse. Daß die Regierung Versuche macht, den Urheber zu entdecken, haben wir nie mißbilligen können. Wir halten es nur für einen falschen Grundsatz, daß man einen ungehorsamen Zeugen mit Geldbußen bis zum Verluste seines ganzen Vermögens und mit Gefängniß bis zu lebenslänglicher Dauer bestrafen kann; es ist nothwendig, daß hier ein Strafmaß festgesetzt wird.

Ganz anders verhält es sich mit den eigentlichen Preßvergehen. Eine Verletzung des Amtsgeheimnisses kann nur von bestimmten Personen ausgehen, nämlich von denen, die um das Geheimniß wissen und die Pflicht haben, es zu bewahren. Diese Verletzung ist mit einer Criminalstrafe nicht bedroht; der Staat macht nur sein Interesse geltend, die schuldige Person aus der Stellung, in welcher sie Schaden gestiftet hat, zu entfernen. Eine weitere Mittheilung des einmal verrathenen Geheimnisses ist straflos. Bei Preßvergehen liegt die Strafbarkeit dagegen in dem Inhalt des Druckerzeugnisses, und strafbar ist derjenige, welcher dieses Druckerzeugniß vor die Oeffentlichkeit bringt.

Die Verantwortlichkeit für ein Preßerzeugniß trifft daher den Herausgeber, welcher bei Büchern der Regel nach der Verfasser, bei Zeitungen immer der Redacteur ist. Diese Verantwortlichkeit kann ihm nicht abgenommen werden. Nun ist ein Hauptgrundsatz in unserem, wie in jedem civilisirten Strafverfahren, daß Niemand gezwungen werden darf, über Thatsachen auszusagen, die ihn selbst auf die Anklagebank führen. Der Dieb, der Mörder, der Fälscher können in keiner Weise gezwungen werden, ihre Spießgesellen anzuzeigen. Was dem Giftmischer und dem Mordbrenner zu Statten kommt, sollte man, meinen wir, auch dem nicht vorenthalten dürfen, der einen Nachtwächter beleidigt hat. Als im vergangenen Jahre das Preßgesetz berathen wurde, haben wir wenigstens nicht die geringste Besorgniß empfunden, daß man den Zeugenzwang nach dieser Seite hin ausdehnen könne. Es schien uns ein juristisches Unding; es schien uns auch politisch unmöglich, daß man noch ein Mittel der Preßverfolgung ausfindig mache, welches sowohl dem Herrn von Hinkeldey, als den Conflictsministern von 1862 entgangen wäre. Wir müssen gestehen, uns geirrt zu haben.

Redacteur, Mitarbeiter, Corrector, Setzer, Expedient, Maschinenmeister, Heizer und Botenfrau, Niemand ist berechtigt, sich der Zeugenaussage darüber zu entziehen, wer Verfasser eines Artikels sei, für welchen doch der Chefredacteur bereits die Verantwortlichkeit übernommen hat.

Wir haben die Ueberzeugung, daß hier etwas der Natur der Sache Widerstrebendes versucht wird. Wer einen Artikel „verfaßt" hat, ist eine Frage, die nach den Regeln des Criminalprocesses nicht zu ermitteln ist. Als Verfasser eines Artikels kann man nur den betrachten, der der Oeffentlichkeit gegenüber dafür die Verantwortlichkeit übernimmt. Wie ein Gedanke in dem Hirn eines Menschen erzeugt wird, entzieht sich ja jeder sinnlichen Wahrnehmung. Will man nicht bei dem Redacteur stehen bleiben, so kann man auch nicht bei dem stehen bleiben, der den Artikel geschrieben hat. Der Artikel kann dictirt sein; es können zu demselben die skizzirten Ideen hingegeben und von dem Schreibenden nur ausgearbeitet sein; die Mitglieder einer Redaction sitzen zuweilen des Abends beim Glase Wein, unterhalten sich über die Tagesfragen und am Morgen faßt Einer von ihnen die Quintessenz der Unterhaltung in einen Artikel zusammen, der die prägnantesten Gedanken aller an dem Gespräche Theilnehmenden zusammenfaßt und auf einen Faden reiht. Es kann Jemand zum Redacteur mit einem Manuscript kommen und sprechen: Ich habe hier meine Ansichten über die heutige Tagesfrage niedergelegt; der Gegenstand hat für mich ein dialectisches Interesse, aber zum Politiker bin ich nicht geschaffen und habe keine Neigung, mich in öffentliche Kämpfe einzulassen. Lies den Artikel; sieh zu, ob du vielleicht etwas darin findest, was du als dein Eigenthum aufrecht erhalten willst. Ich derelinquire Alles, was mir davon gehört. Der Redacteur liest, und findet darin seine eigenen Anschauungen, aber so geklärt und geformt, wie er sie durchzuarbeiten noch nicht Zeit gewonnen hat. Er adoptirt das ausgesetzte Kind. Das ist ein so loyaler und rechtsbeständiger Vertrag wie nur möglich.

Wir können uns keine Vorstellung davon machen, wie das Verfahren auf Ermittelung des Verfassers in das Werk gesetzt werden kann, ohne ein Gesetz zu verletzen. Die Preußische Criminalordnung sagt in § 324:

„Der Inquirent muß auch besonders dahin sehen, daß der Zeuge nur über eigentliche Thatsachen, die er mit seinen Sinnen erkannt oder erfahren hat, aussagen und nicht etwa die daraus sich gebildeten Schlüsse und Folgerungen mit dem Facto selbst verwechsele.

Aehnliches, nur besser stilisirt, steht in jeder Criminalordnung, gewiß auch in der zu Frankfurt geltenden, die uns nicht bekannt ist. Nach dieser Anleitung würde sich ein Verhör über die Autorschaft stets etwa folgendermaßen gestalten müssen:

Frage: Wissen Sie, wer der Verfasser der ? Correspondenz aus Gera war?

Antwort: Ich weiß es, denn ich habe mir Schlüsse und Folgerungen gebildet, die für mich den Charakter unerschütterlicher subjectiver Gewißheit haben. Aber mit meinen Sinnen habe ich Nichts erkannt, noch erfahren, was mich zur Beantwortung der Frage berechtigte. Ich habe nicht dabei gestanden, als der Artikel geschrieben wurde, noch wie die in demselben ausgesprochenen Meinungen von Jemandem ausgesprochen wurden.

Frage: Aber Ihre Schlüsse und Folgerungen müssen sich doch auf Etwas stützen. Theilen Sie uns die Unterlagen derselben mit.

Antwort: Mein Stilgefühl, meine Kenntniß der Handschrift, die gebrauchte Chiffre.

Frage: Das Stilgefühl läßt sich freilich nicht analysiren, aber über Ihre Kenntniß der Handschrift müssen Sie uns mittheilen.

Antwort: Ich bin kein Schreibverständiger. Für mich waltet kein Zweifel darüber ob, von wessen Hand das Manuscript herrührt. Aber Niemand ist verpflichtet, meinem Urtheil zu trauen. Handelt es sich hier nicht um ein Preßvergehen, sondern um eine Urkundenfälschung, so würde auf mein Gutachten Nichts gegeben werden. So sehr meine Vermuthung in mir Gewißheit erregt, sie bleibt doch nur eine Vermuthung, die zu offenbaren ich nicht verbunden bin.

Frage: Wer pflegte sich der ?-Chiffre zu bedienen?

Antwort: Auch hier fehlt mir jede sinnliche Wahrnehmung. Was ich darüber weiß, beruht auf einer Reihe von Vermuthungen, die sich seit Jahren so bei mir angehäuft haben, daß ich über deren Entstehung Nichts mehr angeben kann.

Wir sehen nicht ab, wie bei strenger Wahrung des Gesetzes das Verfahren zum Ziele führen kann.

Bei Berathung des Preßgesetzes wurde ein Paragraph, der ein solches Inquisitorium ausdrücklich verbietet, nur aus dem Grunde abgelehnt, weil man ihn für überflüssig hielt. Seine Nothwendigkeit hat sich jetzt herausgestellt und ist in der Reichsjustizcommission bereits anerkannt worden.

Berliner Herzensergießungen.

Berlin, 17. Juni.

Ich bin in den letzten Tagen viel heitern Gesichtern begegnet, aus denen mimisch die Jubelmelodie hervordrang: „In der Heimath ist's so schön!" Die Abgeordneten waren die Vergnügten, und wir gönnen ihnen das Plaisir, mit Hilfe der Eisenbahn der Reichshauptstadt, dem Orte ihrer Qual den Rücken wenden und dem Orte ihrer Wahl fröhlich und wohlgemuth entgegen eilen zu dürfen. Die Qual der Sitzungstage der Herren war groß, aber doch nicht so unangenehm, wie derjenigen in Plötzensee und ähnlichen Sitzorten, deren man sich am Dönhofsplatze noch in den letzten Stunden menschenfreundlich annahm. Immerhin interessant waren die Küchenzettel-Details, die Hr. Regierungs-Commissar Starke aus dem „Hotel Plötzensee" offerirte, aber eigentlich nur negativ-interessant, da sie eben nicht appetit-erregend erschienen. Einigermaßen erheiternd erschien der „Hahn-Kampf. Das nützliche, um die Bevölkerung der lippstädter Hühnerkreise hochverdiente Hausthier, das als amtlicher Verkündiger des dortigen Hrn. Landraths, von diesem den lippstädter Gemeinden zur Fütterung mit Insertionskörnern empfohlen wird, hat sich — wie erwähnt wurde — durch diese Begünstigung so sehr geehrt gefühlt, daß er sich neben seinem ursprünglichen Thiernamen selbst noch den Titel als einen „zur Sonne sich schwingenden Adler" angekräht hat. Es muß ja auch solche Hähne geben und wir lassen ihnen das kindliche Selbstbewußtsein-Vergnügen. — Das „Wie" der Verabschiedung unserer Landboten wird Ihnen bereits bekannt sein, so daß ich mit der Mittheilung dieses Fest-Acts um einige Tageslängen zu spät käme. Der Wind der letzten Tage hat sie fortgeweht; — wünschen wir, daß kein Sturm sie überraschend früh wieder hierher zwingt.

Mehr, wie mancher Andere, interessirt mich der aufbrodelnde Kuddelmuddel im Lande der edeln Hellenen. Es schmerzt mich, daß bereits europäische Flotten in den höchst vernünftigen Entschluß des Griechenkönigs Gorgias, der miserablen Gesellschaft der dortigen politischen Strolche sich entziehen und nach dem soliden Norden zurückkehren zu wollen, mit voller Dampfkraft hindernd hineinfahren. Es ist ein absonderliches Vergnügen, König von Griechenland zu sein, das „der Zehnte nicht vertragen dürfte." Der arme baiersche Otto I. hat es dreißig Jahre vertragen, was ich, als ich ihn ein Jahr nach seiner „Thronbesteigung", Anno 1834 in seiner damaligen Hauptstadt Nauplia, Monatelang zu sehen, nicht das Vergnügen, sondern den Jammer genoß, ihm nicht zugetraut. Es war ein milder, gutmüthiger Charakter, der mit lammesartiger Geduld an dem Spruch festhielt: „Komm, was da kommen mag, die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag!" Wie sicher (?) der arme Monarch sich inmmitten seines „treuen hellenischen Volks" fühlte, leuchtete mir ein, wenn ich ihm auf seinem nachmittäglichen Spazierritt begegnete. Acht Ulanen — angeworbene deutsche Soldaten — vor dem Könige reitend, zwei Ordonnanz-Offiziere zu seinen beiden Seiten, hinterher wieder acht Ulanen. Das war der König von Griechenland, „inmitten seines treuen, ihn verehrenden Volkes", wie sich damals die Zeitungen auszudrücken beliebten. Zwanzig Jahre später, als ich nach der Krimm in den Krieg reiste und einen Tag in Athen rastete, habe ich das bedauernswerthe Opfer der Politik dort noch einmal gesehen. Ich war aus dem Piräeus, wo wir Morgens Früh gelandet, mit einigen deutschen Reisegefährten nach dem eine Stunde entfernten Athen hinaufgefahren, das damals aus seinen classischen Ruinen zu einem italienischen Provinzial-Städten gleichenden freundlichen Ort erstanden war, an dessen Ende das neue Pracht-Marmorschloß als ein wahrhaft königlicher Wunderbau erschien, bekanntlich nach den Andeutungen des kunstsinnigen Bürgerkönigs Ludwig I. für seinen Sohn durch Klenze ausgeführt. Seitwärts neben der Stadt die Akropolis als ein zweites Wunder aus edlerer griechischer Zeit heraufsteigend. Und zwischen beiden, fünf deutsche, doch ein wenig mit derartigen Erscheinungen der Kunst vertraute Dampfboot-Passagiere, die sich die sofortige Besichtigung beider Wunderwerke nicht gewährten, sondern eifrig ihren Weg fortsetzten, um zu einer, vor der Stadt liegenden prosaischen — baierischen Bierbrauerei zu gelangen. Honny soit, qui mal y pense! Man hatte uns nämlich kurz vorher in dem Polizeigebäude — in einem civilisirten Staate darf natürlich die Polizei nicht fehlen — auf unsere Anfrage bedeutet, „daß in diesen Tagen weder die Besichtigung des Königsschlosses, noch der Zugang zur Akropolis erlaubt sei." Wer konnte es uns also verargen, daß wir den prosaischen Biergarten aufsuchten, auch eine nicht uninteressante hellenische Stätte. Wir saßen unter Palmen und bleichblättrigen verkrüppelten Olivenbäumen um einen einfachen Tisch und ein Mann „in gesetzten Jahren", in deutsch-bürgerlichem Costüm, setzte uns fünf echtbaiersche Steinkrüge vor, mit einem „Wünsch' wohl zu bekommen!" und mit der Frage, ob wir auch auf „geselchte Würste" Appetit hätten? Die Frage wurde natürlich bejaht. Die Würste erschienen, mit ihnen unser Wirth, von uns gebeten, bei uns Platz zu nehmen. Wie er von der Isar nach der Stadt der Athene gerathen? Zwanzig Jahre früher als achtzehnjähriger für König Otto angeworbener Soldat. Nach drei Jahren, wie alle andern Ausländer entlassen, war er nach Baiern zurückgekehrt, hatte ein Jahr lang „das Braufach bei dem Hopfen- und Malzkönig Pschorr studirt" und, nach Griechenland mit einer Erbschaft zurückgekehrt, diese Brasserie errichtet. Es ging ihm gut, denn wenn auch „den (man entschuldige den vulgären baierischen Ausdruck!) griechischen Sauschwänzen jede Tugend fehle, in der Liebe zum baierischen Bier wetteiferten sie mit jedem braven Münchner!" Und anständige Kundschaft habe ich auch — fügte er leise hinzu — schauen Sie hier in der Laube nebenan den Herrn, der jeden Morgen bei mir dasselbe „Frühstück" verzehrt, wie Sie jetzt, meine Herren! Wir blickten hinüber nach dem Gast. Vornehm sah er nicht aus, einfach gekleidet, bescheidene Haltung. Irgend eine Begleitung nicht vorhanden, — ein Sologast. Bevor wir den Wirth befragen konnten, wer der Herr sei, schritt dieser auf uns zu, — schnell flüsterte der Wirth: „Meine Herren, es ist König Otto." An unsern Tisch tretend, redete er uns, in der Sprache lebhaft an seinen Vater Ludwig erinnernd, an; er vermuthe in uns Reisende, doch auch wohl Deutsche. Ohne zu verrathen, daß wir wüßten, wer er wäre, konnten wir ungenirt die Unterhaltung fortsetzen, bedauernd aussprechen, daß wir bei unserem kurzen Aufenthalte nicht einmal dazu kämen, Schloß und Akropolis zu besichtigen. „Weiß schon, weiß schon, — werden droben (eben auf der Akropolis) Ausgrabungen gemacht. Wollen sich nicht stören lassen, die Herren Archäologen. Will versuchen, ob ich Ihnen nützlich sein kann, meine Herren." Damit riß er ein paar Blätter aus seiner Schreibtafel und warf einige flüchtige Zeilen darauf, übergab sie uns mit den Worten: „Hoffe, daß Ihnen dieses Papier die Wege ebnen wird. Reisen Sie glücklich, meine Herren! und wenn Sie nach der Heimath zurückkehren, grüßen Sie mir mein herziges, liebes Deutschland. Adieu! Adieu!" Die „Königlichen Papiere" erwiesen sich für uns wirksam. Das ist das letztemal gewesen, daß ich den armen, von der Canaillerie der modernen Hellenen gepeinigten griechischen König gesehen, der wenigstens im lieben Heimathsland endlich Ruhe — die letzte — fand. Es kommt mir so vor, als hörte ich bereits das näselnde Gebrüll der getreuen Unterthanen des König Gorgias: „Vivat sequens!" Ich wäre nicht darauf versessen, dieser Sequens zu sein, ausgenommen unter der Bedingung, sofort als „König a. D." angestellt zu werden, mit Zusicherung einer Pension zum Betrage der Civilliste.

Von unserm Berliner Hofe kann ich gar nichts melden. Spuren von demselben sind nur sehr vereinzelt vorhanden. Daß der Kronprinz und Gemählin einen Abend in Berlin verweilten, der hohe Herr der letzten Vorstellung der „Meininger" beiwohnte, die hohe Frau unterdeß die Sternwarte besuchte, um sich von einem Professor Seni erklären zu lassen, „ob Mars die Stunde regiere" oder eine friedlichere Gottheit, haben Sie wohl schon aus unsern wohlunterrichteten Zeitungen erfahren. — Unsere Theater floriren nicht, trotz des fruchtbaren Wetters, das freilich herkömmlich für derartige Kunstanstalten ein unfruchtbares zu sein pflegt. Die Königlichen Pforten schließen sich definitiv morgen, seltsam mit dem Gauner-Ballet „Robert und Bertram", aber nicht bei „herabgesetzten Preisen". Man glaubt, daß es doch trotzdem voll sein wird, da sich die Berliner Strolche aller Gattungen nicht den Genuß entgehen lassen dürften, sich die Glorification ihres Berufs anzuschauen, wenn auch zu hohen Preisen. Ihre Mittel erlauben es ihnen. — Die gestrigen Abschieds-Ovationen, die man der Ballerina Judith David im Opernhause darbrachte, waren „unerhört". Das zierliche Figürchen wurde begraben unter Blumen und Kränzen, aus denen nur das zum Haupte der Blumenfee Thea (eine ihrer anmuthigsten Leistungen) verwandelte augenblickliche Satanella-Haupt, dankknickend herausschaute, während das Publikum die Wallenstein-Bitte: „Bleib' bei uns, Max! Ich kann's nicht glauben, daß uns der Max verlassen will!" mit der Umwandlung des „Max" in eine „Judith" laut werden ließ. Die Bitte hat nichts gefruchtet. Ich habe mich davon überzeugt, als die Petit-Diva heute früh an der Kasse des Bahnhofs ein Billet nach Paris löste und ein Erkleckliches an Ueberfracht für die drei großen Körbe bezahlen mußte, in welchen die „Kinder Flora's", die gestern ungestüm auf sie niederflogen, die Reise nach der französischen Hauptstadt mitmachen mußten. — Wie diese Bühnen-Erscheinung mit Blumen verabschiedet, ist gestern in der Wilhelmstadt dito Fräulein Geistinger begrüßt worden. Ich habe dem festlichen Act, durch die Balletpflicht an's Opernhaus gefesselt, nicht beiwohnen können. Meine strenge Moral verträgt sich auch nicht recht mit der liederlichen Tochter Offenbach's, „die schöne

Die dalmatinische Frage.

(Von einem Oesterreicher.)

II.

Jede Regierung in Oesterreich, welcher etwas an dem inneren Frieden des Reiches liegt, sollte sich davor hüten, den Anspruch irgend eines Volksstammes auf die Herrschaft in einem Kronlande zu unterstützen, so lange die Rechte einer Minorität dadurch gekränkt werden. Außer den rein deutschen Provinzen Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg und Vorarlberg stehen in sämmtlichen Kronländern verschiedene Nationalitäten einander gegenüber. Da, wo sich die Deutschen in der entschiedenen Mehrheit befinden — d. h. also in Schlesien, Steiermark, Kärnten, Tirol — konnte noch niemals eine ernstliche Klage über Unterdrückung der slavischen (resp. italienischen in Tirol) Minoritäten registrirt werden, obwohl gerade das politische und volkswirthschaftliche Gewicht der Deutschen den Slaven gegenüber ersteren in den betreffenden Ländern zu der numerischen noch eine moralische Hegemonie zugestand. Welcher nationalen Intoleranz dagegen begegnen wir überall da, wo sich die Slaven einer Mehrheit erfreuen. Dort beanspruchen sie geradezu die Alleinherrschaft ihrer Sprache. Während der Periode Potocki und Hohenwart konnte man darüber die lehrreichsten Studien anstellen. Die Deutschenhetze stand überall auf der Tagesordnung, wo durch unreife Jünglinge, Renegaten und Pfaffen das föderalistisch-nationale Banner als allein giltiges aufgepflanzt worden war. Es ist eines der größten Verdienste des Ministeriums Auersperg, daß es erst durch seine entschieden verfassungstreue und wahrhaft conservative Haltung jenen Unterdrückungsgelüsten entgegentrat und dann durch die freilich hinter vielen gerechten Anforderungen zurückgebliebene Wahlreform nach gut österreichischen Traditionen allen Nationalitäten die Möglichkeit bot, im Reichsrathe ihre Stimme zu erheben. In Folge dessen haben die verschiedenen Landtage eine ruhige Physiognomie angenommen; selbst der böhmische wird wieder von den Jungczechen beschickt und nur die Altczechen halten sich von der Landstube, wie vom Abgeordnetenhause fern. Was will es denn nun plötzlich heißen, daß durch die unbotmäßige Haltung und cynische Parteinahme des dalmatinischen Statthalters in dem langgestreckten, der Cultur so bedürftigen Küstenlande urplötzlich ein Conflict zwischen der serbo-croatischen Mehrheit und der italienischen Minderheit ausbricht, welche bie Dimensionen eines Bürgerkrieges anzunehmen droht? Die Gefahr, welche in dem Gebahren des Generals Rodich für den österreichischen Constitutionalismus legt, haben wir bereits beleuchtet.

Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf die Verhältnisse der beiden Nationen in Dalmatien. Die Italiener sind schon seit so vielen Jahrhunderten in diesem Lande angesessen, daß es ein Unsinn ist, sie als „Fremde" oder „Gäste" zu bezeichnen. Sie sind die zurückgebliebenen lebendigen historischen Wahrzeichen der venetianischen Herrschaft an diesen Küsten und befinden sich noch jetzt vorwiegend im Besitz des Handels und der bürgerlichen Beschäftigungen. In der Hauptstadt Dalmatiens, in Zara, bilden sie etwa ein Viertel der Bevölkerung, im Bezirk Zara sinken sie schon auf 5 Procent herab; dagegen repräsentiren sie im Bezirk Spalato fast 13 und in den Bezirken Ragusa und Cattaro gegen 14 Procent. Ihr Hauptsitz befindet sich in der Stadt Spalato, deren Città durchaus von Italienern bewohnt wird. Außer Zara haben noch die Städte Sebenico, Trau, Lesina und Curzola eine sehr starke italienische Bevölkerung, nicht zu gedenken der kleineren romanischen Minoritäten in Ragusa, Cattaro, auf Lissa und in vielen anderen Orten des dalmatinischen Küstenlandes. Die Italiener repräsentiren hier, wie schön gesagt, recht eigentlich die Intelligenz und das selbstbewußte, strebsame Bürgerthum. Sie sind daher unstreitig ein Factor, mit dem jede Regierung Oesterreichs und jede Administrativ-Behörde rechnen muß, wenn es diese und jene mit der Hebung der Cultur in dem für das Reich so äußerst wichtigen Lande ernst nimmt.

Es soll nicht im Geringsten verschwiegen werden, daß die Italiener Dalmatiens so Manches gethan haben, um die leicht erregbaren und von einem hochgespannten Nationalgefühl erfüllten Südslaven gegen sich aufzubringen. Die sich vornehm in alt-patrizischer Weise von dem slavischen Bauernthume, dem Kleinbürger und Proletarier abschließenden Italiener lieben es, oft da, wo sie durch Zahl, Besitz, Einfluß hevorragen, gar zu brüsk die Herren zu spielen. Es steckt noch in diesen Leuten ein Rest des alten venetianischen und ragusanischen Republikanerstolzes, der sich oft in läppischer Grandezza oder in ungemessenem Egoismus verräth. So beklagt sich die slavische Bevölkerung der von den Italienern beherrschten Städte, daß sie zu übermäßigen communalen Steuern herangezogen werde, ohne daß sie Theil habe an den Ergebnissen derselben; daß sie von den Italienern bei jeder Gelegenheit übervortheilt und ausgebeutet werde.

Es ist sehr schwer, zu constatiren, wie viel oder wie wenig von diesen Beschuldigungen der Wahrheit entspricht. Mag dem aber wie immer sein: derlei Vorwürfe, und wären sie auch begründet, geben den Slaven Dalmatiens kein Recht, den 13 italienischen Procent die Existenzberechtigung im Lande abzusprechen und ihnen zuzumuthen, Heloten der Majorität zu werden. Die Südslaven Dalmatiens wären dann nur mit jenen Rumänen in Parallele zu stellen, welche gleich den polnischen Schlachzizen in Galizien von Herzen gern eine Judenverfolgung in Scene setzen möchten. Das interessante Küstenland, welches die Ostküste der Adria bildet, wird noch lange der Italiener bedürfen, um vorwärts zu kommen. Wir fügen hinzu: das Reich selbst wird gut thun, nicht da einen italienischen „Schmerzensschrei" zu provociren, wo es noch lange nicht des österreichischen Patriotismus der slavischen Bevölkerung sicher ist.

Oesterreich hat aber in Dalmatien soviel neu zu schaffen, soviel alten Schlendrian zu beseitigen, daß es dazu der gesammten Intelligenz des Landes, also in erster Linie der Italiener, vor allem aber des nationalen Friedens und der festesten Autorität der Gesetze bedarf. Man ist eben daran, von der Kaiserreise eine neue Aera für das Land zu datiren, nicht aber in nationaler, sondern in cultureller Beziehung. Schon seit einigen Jahren bemüht sich das Ministerim, Dalmatien für die frühere Vernachlässigung schadlos zu halten und es durch Correctionen der Wildbäche, Entwässerung der Sümpfe, Ausführung von großartigen Meliorationsarbeiten, Etablirung von Musterwirthschaften ꝛc. auf eine höhere wirthschaftliche Stufe zu heben. Die günstigen Folgen dieser Arbeiten sind auch bereits zu Tage getreten. Jetzt geht der Ackerbauminister daran, auch landwirthschaftliche Schulen zu errichten, an denen es bisher gefehlt hat. Gleichzeitig baut man auch eine Eisenbahn von Spalato nach Siverich, die recht eigentlich eine „Zukunfts-Bahn" genannt werden muß, weil sie vorläufig außer den Bergwerken von Dernis eine Gegend durchzieht, welche keine nennenswerthe Production aufweist. Die Bahn hätte als Localbahn gar keine Bedeutung; aber sie zielt auf die Verbindung mit der croatischen Bahn Karlstadt-Ogulin. Gelingt es, diese Verbindung in nicht zu langer Zeit herzustellen, dann würde Spalato — freilich auf Kosten Fiume's — ein Seehafen ersten Ranges werden. Was ein solcher für Oesterreich bedeuten würde, liegt auf der Hand.

Aus alledem ergiebt sich, daß die dalmatinische Frage für Oesterreich in erster Linie auf volkswirthschaftlichem Wege und auf dem des inneren Friedens gelöst werden muß. Vorkommnisse aber, wie in Sebenico, straflose Hetze gegen die Italiener und die geflissentliche Slavisirung selbst der Mittelschulen — liegen gewiß nicht im Interesse der Mission der Regierung Dalmatien, das man bis vor einigen Jahren wie eine ferne Strafcolonie behandelt hatte, fest an Oesterreich zu knüpfen.

Im Folgenden wollen wir des Verhältnisses Dalmatien's zu Croatien, resp. Ungarn, und zu den angrenzenden türkischen Provinzen gedenken; Betrachtungen, welche den Schlüssel für die richtige orientalische Politik Oesterreich's liefern. Z.

□ Militärische Briefe im Frühjahr 1875.

CXXIX.

Beleuchtung des officiellen Generalstabswerkes: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71." Heft 8.

(Die Schlacht bei Sedan. — Aufmarsch der sächsischen Artillerie gegen die Givonne. — Mac Mahon wird verwundet. — Ducrot übernimmt den Oberbefehl und ordnet den Rückzug auf Mezières an. — Wimpffen widerspricht und übernimmt selbst den Oberbefehl. — Angriff auf die Baiern und Sachsen um 9 Uhr Morgens.)

Obgleich die sächsischen Batterien von vornherein erhebliche Verluste durch Gewehrfeuer erlitten (der Commandeur der Artillerie, Oberst Funke, wurde auch schwer verwundet), so erschien es doch geboten, eine zahlreiche Artillerie zu entfalten, um die Höhen am östlichen Givonne-Ufer gegen die weit überlegene französische Infanterie zu behaupten. Demnach befanden sich um 8½ Uhr früh zehn sächsische und zwei bairische Batterien gegen Daigny und die Höhen des jenseitigen Givonne-Ufers in Thätigkeit. Gegenüber hatte sich jetzt indeß ebenfalls eine sehr zahlreiche Artillerie des 12. französischen Corps entwickelt. — Während das feindliche Feuer gegen 9 Uhr Morgens mit großer Heftigkeit gegen die am Givonne-Grunde eingenisteten deutschen Truppen entbrannte, rückten gleichzeitig feindlich Infanteriemassen auf Bazeilles und La Moncelle vor. — Seit Beginn der Schlacht war inzwischen auf französischer Seite bereits ein zweimaliger Wechsel im Ober-Commando eingetreten und hatte dies mehrfach sich widersprechende Anordnungen hervorgerufen. Es hatte der Marschall Mac Mahon in der sechsten Morgenstunde auf seinem Ritte nach Bazeilles einen günstigen Eindruck vom Stande des Gefechts beim 12. Corps empfangen und sich derselbe demnächst nach einer Höhe westlich Moncelle begeben, um die jenseits der Givonne stattfindenden Bewegungen der Deutschen zu übersehen. Hier wurde er aber bald durch einen Granatsplitter verwundet. Der Marschall verließ in Folge dessen das Schlachtfeld, nachdem er, mit Uebergehung der älteren Generäle Wimpffen und Douay den General Ducrot (1. Corps) zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, weil er denselben hierzu am geeignetsten hielt. — Gegen 7 Uhr empfing General Ducrot die Benachrichtigung hiervon, nahm die verantwortungsvolle Stellung sofort an und ordnete, seiner Auffassung der Sachlage entsprechend, den Rückzug auf Mezières an.

General Ducrot war erst am 31. Abends im Lager westlich der Givonne eingetroffen, mit den Absichten des Marschalls nicht vertraut und in Unkenntniß von dem bereits erfolgten Vorrücken der Preußen über Donchery (gegen die rechte Flanke der Franzosen) und hielt daher die Straße von Sedan nach Mezières noch für ungefährdet. Bei den nun folgenden Meldungen, daß deutsche Truppenmassen auch weiter nördlich (von Villers Cernay auf Illy) gegen die Givonnestellung vorrückten, hatte er deshalb auch nur die Besorgniß, es könne seine linke Flanke von Norden her umgangen werden. Der General

---

Helena", auch wenn sie so anständig in ihrer Ausschweifung gezügelt wird, wie von Fräulein Geistinger. — Das Gesammtgastspiel der Gesellschaft des Dresdener Residenz-Theaters unter Leitung des Director Müller, im hiesigen Residenz-Theater, hat ein rasches Ende gefunden. Die Einnahmen waren horribel-miserabel. Die Meininger Hoftheater-Truppe ist mit gutem Profit abgezogen. Ihr erhabener Chef, der Herzog selbst, dürfte auch nicht veranlaßt sein, einen Denkstein für das Grab von Heinrich von Kleist — den Dichter der „Hermannschlacht" — errichten zu lassen, von dessen Verwahrlosung vor Kurzem einige hiesige Zeitungen gefabelt. Seit Jahren spreche ich, so oft ich einen Ausflug nach Potsdam mache, bei „Stimming" vor und besuche die, im tiefen Gebüsch verborgene Ruhestätte des Dichters, die ich immer pietätvoll erhalten gefunden habe. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte es keiner fremden fürstlichen Hilfe bedurft. — Das hätten wir auch noch zu Wege gebracht. — Eine von dem „Zusammenspiel" der Meininger entzückte Zeitung verglich dieses Durcheinanderwogen und Rennen, diese stummen Gesten und das Summen der über die Bühne in die Kreuz und Quer hin und her wogenden Menge mit einem beweglichen Ameisenhaufen. Der Vergleich regte uns zu einem Lächeln an, aber „tiefer Sinn liegt oft im kindisch-kritischen Wort". Wir lächeln nicht mehr, seit wir die Verhandlungen der 31. General-Versammlung des „Naturhistorischen Vereins" der preußischen Rheinlande und die Mittheilungen des Professor Dr. Landois aus Münster gelesen, worin dieser beweist, daß „auch den Ameisen eine wirkliche Tonsprache eigen sei!" So erzählt uns der gelehrte Naturforscher, daß die, unsern gesellig lebenden Ameisen so nahe verwandten „Bienen-Ameisen" (ich habe nicht die Ehre, diese zu kennen) „einen stridulirenden (?) Laut von sich geben" und zwar sowohl die Männchen, wie die Weibchen. Aehnliche Tonapparate will nun der Herr Professor auch an unsern haufenweise geschäftig zusammenlebenden Ameisen entdeckt haben und zwar an den Hinterleibsringen gelegen und in ähnlicher Weise wie bei den Bockkäfern gebaut. Diesen uns aufregenden gelehrten Entdeckungen folgt leider seitens des Forschers die ernüchternde Bemerkung: „Der Ton der Ameisen ist jedoch für das menschliche Ohr nicht vernehmbar! Ein nicht hörbarer Ton! „Was hilft mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?" In der Gegenwart, wo die Unmöglichkeit eigentlich zu den Unmöglichkeiten zu gehören beginnt, geben wir aber die Hoffnung nicht auf, daß dieser Widerspruch, der in einer „unhörbaren Sprache" liegt, doch auch wohl gelöst werden könnte. Man übergebe zuvörderst diese Insecten dem in der Theaterwelt umherspukenden „Vortragsmeister Strakosch" in Wien, der ihnen die Tücken und Nicken der geheuchelten Sprachlosigkeit wohl aus den, vom Professor Landois bezeichneten „Hinterleibsringen" zu treiben vermögen wird. Dann führe man sie zur weiteren Prüfung etwaniger Kunstbefähigung dem Oberregisseur des Meininger Hoftheaters vor, das vielleicht aus dieser bisher so wenig geachteten Insectenrace manches agile Mitglied für scenische Massendarstellung gewinnen dürfte. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß nichts so unbedeutend, um nicht bei gehöriger Dressur für das Theater benutzt werden zu können.

Der Director des hiesigen National-Theaters, Herr Buchholz aber, den wir von Breslau „bezogen" haben, ist ein tüchtiger Mann. Wir haben ihm ein Repertoir zu danken, das seinem Geschmack Ehre, uns Freude macht. Die letztere hoffen wir morgen z. B. in Kleist's „Prinz von Homburg" zu finden, eine deutsche Perle, für die wir dem Herrn Director des hiesigen Residenztheaters, bekanntlich auch einem Breslauer, all seinen französischen Flitterkram zur Selbstverdauung überlassen. R. Gardeseu.

Breslauer Sonntagswanderungen.

Die sehr witzigen Herren, die sich ab und zu in „Feuilletönern" über die Feuilletonschablone der officiellen „Plaudereien, Spaziergänge, Herzensergießungen" lustig machen, haben leichtes Spiel. Ein paar mehr oder minder guter Witze über den regelrechten Gang einer ständigen Berichterstattung von Stapel zu lassen, ist selbst für Leute, deren Verstand kaum über drei, höchstens vier Feuilletonspalten hinausreicht, nicht schwer.

Aber ich möchte mir die Gegenfrage erlauben: Wie ist eine regelmäßige Berichterstattung überhaupt möglich ohne eine gewisse Schablone? Sollten wir etwa im Winter über die todte Saison und die Herrschaft der sauren Gurke klagen oder uns in den Hundstagen über das Schlittschuhlaufen amüsiren? Jedes Ding hat seine Zeit und da der Wochenfeuilletonist den Beruf hat, Zeit und Dinge im Spiegel seiner Chronik zusammenzufassen, so ist es natürlich, daß er in einer Richtung nach der Schablone arbeitet.

Nur Eines giebt es, was sich zu allen Zeiten gleich bleibt in der Gluth des Sommers wie in der Eiseskälte des Winters — das sind die Ultramontanen — der unerschöpfliche Stoff sämmtlicher Feuilletons in sämmtlichen Ländern des Culturkampfes. Und mit Grauen sieht der Feuilletonist in jene Tage, wo dieser Culturkampf ein Ende erreicht haben und ihm eine unerschöfliche Quelle heiterer Anregungen versiegt sein wird.

Indeß sind jene Tage wohl noch sehr ferne und bis dahin erfreuen wir uns der unfreiwilligen Mitarbeiterschaft der frommen Herren in vollem Maße. Was wären wir ohne sie? Stoffarme Schächer, die am Freitag nicht wüßten, wovon sie am Sonnabend leben resp. was sie für den Sonntag schreiben sollten. Mit ihnen aber spotten wir des Theaterschlusses, sehen wir hohnlächelnd auf alle Vergnügungsfahrten und Gesellschaften herab. . . . .

Halt — das ist doch nicht so ganz richtig und im Hinblick auf das nächste Sommerfest der „Breslauer Presse" sogar sehr unrichtig. Auf dieses freuen sich die Guten und Edlen von ganzem Herzen und nicht nur hier, sondern auch in Ohlau, dessen liebenswürdige Bevölkerung ja die böse Presse hoffentlich nicht fürchtet, sondern liebt. Dieses „Hoffentlich" gilt namentlich den Schönen Ohlau's, die wir vor der Einquartierung warnen, welche am nächsten Sonntag bevorsteht. Diese liberalen Journalisten sind, wie die „Schlesische Volkszeitung" heute in ihrem Leitartikel bemerkt — „geriebene Jungen" und schon Napoleon I. sagte: „Vier große Zeitungen sind gefährlicher als vier Regimenter Cavallerie!"

Von den Ueberraschungen, die uns bevorstehen, darf selbstverständlich kein Wort noch verrathen werden. Aber eine, die uns leider kaum bevorsteht, mit der uns aber die Damen hocherfreuen würden, möchte hier doch noch zur Sprache gebracht werden. Die Leserinnen errathen — es handelt sich um die — Schleppe. Die Rückerinnerung an die gewaltigen Staubwolken auf dem letzten Sommer-Preßfeste in Maltsch-Leubus, sowie die nachfolgende „Bescheidene Anfrage" zwingen den Sonntagsplauderer zu der ebenfalls bescheidenen Anfrage: Wie wäre es, wenn die Damen der „Breslauer Presse" — auch diesmal tonangebend in der öffentlichen Meinung — am nächsten Sonntag ohne Schleppen erschienen?

Wie gesagt, es ist nur eine bescheidene Anfrage — und zwar eine Anfrage, die kaum prätendirt, beantwortet zu werden, wie etwa die nun folgende, die hier wörtlich citirt sei:

Bescheidene Anfrage an den Herrn Sonntagswanderer.

Ja seinen Feuilletonartikeln vom 13. d. M. und eines früheren Datums spricht der geehrte Herr Sonntagswanderer über die Unsitte des Tragens von Schleppen. — Ich erlaube mir nun den genannten Herrn vorerst höflichst um gefällige Aufklärung über den Zweck dieser Artikel zu bitten, denn auch ohne den Aufsätzen des Herrn Sonntagswanderers nur den kleinsten Theil ihrer Bedeutung absprechen zu wollen, bin ich doch fest überzeugt, daß dieselben wohl nicht viel mehr als Nichts dazu beitragen werden, diese in der That nicht zu rechtfertigende Unsitte zu beseitigen. Durch Schreiben und Sprechen ist bei einem schon so fest eingewurzelten Uebel sicherlich Nichts mehr zu machen, und nur energisches Handeln könnte hier zum gewünschten Ziele führen.

An wem ist es aber wohl, zu handeln, und wer hat wohl die geeigneteren Mittel, der Unsitte mit einem Male ein Ende zu machen, die Frauen oder die Männer? Der größere Theil der Frauen wäre, so viel ich schon in Erfahrung gebracht habe, durchaus nicht abgeneigt, die Schleppen abzulegen; im Gegentheil, er würde demjenigen noch mit Freuden danken, der ihn von dieser Last und abscheulichen Verschwendung befreite. Doch wie sollen Frauen gegen die Mode kämpfen? Lächeln Sie nicht, geehrter Herr, die Mode ist eine Macht, der sich nur sehr wenige Menschen bis jetzt zu entziehen im Stande waren, und nur strenge Maßregeln wären hier am Platze. Macht gegen Macht, das müßte dabei der Wahlspruch sein.

Warum legt sich nicht die Sanitätspolizei in's Mittel? Warum untersagt sie nicht aus Gesundheitsrücksichten das Tragen der Schleppen? (Dazu ist sie meiner Ansicht nach berechtigt.) Thut sie dies, so ist dem Uebel auf der Stelle abgeholfen, und erst dann würde das Sprengen der Straßen und Promenaden, das ja so sehr angebracht ist, von wahrem Nutzen sein.

Doch ich will nicht so weit gehen. Die Stadt soll nicht mit Gewalt zu Werke gehen. Weshalb aber schreiten Väter und Ehemänner nicht dagegen ein? Sind sie doch sonst so energisch, wo es gilt, Uebel abzustellen, die ihnen nicht passen, oder auch nur irgend wie unbequem sind! Warum vereinigen sie sich nicht, wie sonst zu vielen unnützen Dingen, diesmal zu einem wahrhaft lobenswerthen Zwecke und richten Massenpetitionen an die betreffenden Behörden, um Abstellung dieses Uebelstandes, der den respectiven Herren Lungen- und noch mehr Geldbeutelschwindsucht zu bringen droht?

Veranlassen Sie also, geehrter Herr, der Sie sich ja nicht zum geringsten dafür zu interessiren scheinen, daß derartige Maßregeln gegen das Tragen der Schleppen getroffen werden, und mit Freuden will ich und meine Gesinnungsgenossinnen Sie als unsern Befreier vom Schleppenzwange begrüßen. Eine für Viele."

Die geschätzte Einsenderin scheint eine seltsame Auffassung von dem Charakter eines Sonntagsplauderers zu haben, daß sie ihn für competent hält, in dieser Frage die Initiative zu ergreifen.

Sonntagswanderer und Sanitätspolizei — das sind zwei verschiedene Aemter! XXX.

Ein gespalten Herz.

Leider eine wahre Geschichte unserer Tage von **Arnold Wellmer.**

(Fortsetzung.)

II.

Saßnitz auf Rügen, den 10. August 186..

Du armer Junge, — arm, weil Du nicht 'mal eine blasse Ahnung davon hast: wie millionenreich — wie übermenschlich glücklich so ein junges Menschenherz sein kann! Ich wollte, Du könntest einen mikroskopischen Blick in mein Herz thun: das ist in all' seinen Kammern so übervoll vom süßen, seligen Erdenglück, daß auch kein noch so winziges Winkelchen, keine noch so heimliche Lücke übrig bleibt, wo ein wenig Sehnsucht — ein Tröpfchen Durst — ein Krümchen Hunger lauern könnten und lamentiren: nur die Erfüllung dieses einzigen Wunsches fehlt mir noch an meinem Glücke — nur das Eine möcht' ich noch erbitten — erstreben — erringen . . . dann ist mein

wollte deshalb die Armee zunächst auf der Hochfläche von Illy (unmittelbar westlich des nördlichen Theils der Givonne) eine Stellung einnehmen lassen, welche den rechten Flügel an Sedan und die Maas, den linken an das Givonne-Thal und das Waldterrain an der belgischen Grenze anlehnen sollte. Deshalb wurden nun die längs jenes Thales aufgestellten Corps angewiesen, zuerst mit den in zweiter Linie stehenden Divisionen die Bewegung nach Mezières anzutreten und die Divisionen des anderen Treffens vom rechten (südlicheren) Flügel folgen zu lassen. Es traten auch die Divisionen Pellé und L'Heriller des ersten Corps und Grandchamp des zwölften den Marsch in nordwestlicher Richtung bald an, die Division Bassoinge schickte sich an, nach und nach Bazeilles zu räumen. Jedoch zur Erleichterung dieses Abzuges mußte die zu ihrer Linken stehende Division Lacretelle einen Angriff auf La Moncelle unternehmen, den die geschlossenen Theile der Division Bassoinge noch unterstützen konnten. (Aus dieser Anordnung entwickelte sich also die Eingangs erwähnte französische Offensive.)

General Wimpffen hörte von diesen Anordnungen nur im Allgemeinen und in der Voraussetzung, daß General Ducrot besser als er mit den Absichten Mac Mahons vertraut sei, that er zunächst keinen Einspruch gegen die Uebernahme des Oberbefehls durch Ducrot. Als er aber Näheres über dessen Anordnungen erfuhr, die seinen eigenen Ansichten widersprachen, so beanspruchte er den Oberbefehl und Ducrot überließ ihm denselben auch sofort.

General Wimpffen wußte die Anwesenheit preußischer Truppen bei Donchery, hielt deshalb den Rückzug auf Mezières für unausführbar, wohl aber hoffte er, sich in seiner tactisch so günstigen Stellung behaupten zu können und dann durch einen überraschenden Angriff auf die Baiern sich den Weg nach Carignan gewaltsam zu öffnen. (Nach Wimpffens eigenen veröffentlichten Erklärungen. Der General hatte die Absicht, sich dadurch zu Bazaine durchzuschlagen.) Wimpffen ließ daher die Rückzugsbewegungen wieder einstellen. Inzwischen hatte aber bekanntlich ein Theil des Heeres schon die befohlene Angriffsbewegung gemacht — und dies führte jetzt zu einer noch allgemeineren Offensive gegen das I. Baiersche Corps und die Sachsen. (9 Uhr Morgens.)

Breslau, 19. Juni.

Die erste Seeschlange der todten Saison ist die Form der Beurlaubung des Fürsten Bismarck. Die Nachrichten, welche in Betreff dieser durch die Presse gingen und vielfach irrthümliche Anschauungen hervorriefen, die sogar so weit gingen, daß man daraus den Schluß zog, der Reichskanzler habe seine mehrfach ausgesprochene Drohung, vom Amte zurückzutreten, nunmehr zur Wahrheit gemacht, sind bereits von anderer Seite widerlegt worden. Die Beurlaubung des Fürsten auf unbestimmte Zeit, wie sie in diesem Jahre der „Kölnischen Zeitung" als ganz etwas Neues mitgetheilt wurde, ist alljährlich und in derselben Form geschehen; das einzig Neue an der Sache war, daß diese Form der Beurlaubung in diesem Jahre zum ersten Mal durch Circular den Beamten der verschiedenen Ressorts zur Kenntniß gebracht wurde. Diesen war allerdings die Form der Beurlaubung neu, und auf solche Weise mag auch die Nachricht ihren Weg in die Presse gefunden haben.

Die „D. R. C." hört aus Berliner diplomatischen Kreisen, daß der Depeschenverkehr zwischen dem Auswärtigen Amt und der Englischen Regierung in der letzten Zeit ein sehr lebhafter gewesen sein soll. Uebrigens dürfte wohl jetzt, nachdem die Wogen ruhiger geworden und der Verkehr zwischen beiden Cabinetten wieder eine viel freundlichere Färbung angenommen hat, darauf hinzuweisen sein, daß zu jener Zeit, als plötzlich von gewissen Organen die Lärmtrompete gerührt wurde, thatsächlich am politischen Horizont drohende Wolken sich gezeigt haben, die sogar zu persönlichem Briefwechsel der Königin von England mit dem deutschen Kaiser und dem Kaiser von Rußland geführt haben sollen. Jetzt allerdings gehen auch nach dieser Seite hin die Wogen ruhiger und das Verdienst, diese Situation herbeigeführt zu haben, schreibt man den Bemühungen des Kaisers von Rußland zu.

Der telegraphisch signalisirte Wahlaufruf des ultramontanen Wahlcomitees aus Oberbaiern lautet folgendermaßen:

Mitbürger! Die Bairisch-patriotische Fraction ist im Jahre 1870 mit Mehrheit in die nun aufgelöste Kammer eingetreten. Unter den folgenschweren Ereignissen, welche unser öffentliches Recht zum großen Theile umgestalteten, hat sich die Zahl der Bairisch-patriotischen Mitglieder vermindert; aber die der übernommenen Verpflichtung treu Gebliebenen vermochten doch, unter äußeren und inneren Widerwärtigkeiten aller Art, viel Uebles, ja das Aergste vom Lande abzuwenden.

Das Bairisch-patriotische Volk war bei der letzten Landtagswahl in der Lage, sein Vertrauen fast ausschließlich neuen Männern schenken zu müssen, die als Volksvertreter sich erst zu bewähren hatten. Heute ist diese Prüfung überstanden, und Jedermann weiß, woran er ist. Das Volk wird seine Vertreter sorgfältig aussuchen.

Bei den Wahlen von 1869 übernahmen die Bairisch-patriotischen Abgeordneten die Verpflichtung, das alte Recht unseres Landes zu vertheidigen. Inzwischen ist ein neues Recht entstanden. Unsere Abgeordneten werden auch das neue Recht achten und dem Reiche geben, was des Reiches ist. Aber sie werden, gestützt auf die Reichsverfassung selbst, nicht um Haaresbreite von dem verbliebenen Volks- und Landesrechte ablassen. Sie werden Vertragstreue halten, aber auch Vertragstreue fordern.

Sie werden bestrebt sein, den Frieden zwischen Staat und Kirche wieder herzustellen. Sie werden die verfassungsmäßigen Rechte der katholischen Kirche schützen, aber sie werden die Freiheit der religiösen Ueberzeugung Anderer nicht beeinträchtigen. Sie werden insbesondere nicht vergessen, daß das Bairisch-patriotische Volk sich gegen die Angriffe des sogenannten Liberalismus mit Macht erhob, als bei uns der erste Schritt zur Trennung der Schule von der Kirche geschehen sollte, weil es sich nicht losreißen lassen will von dem Glaubensleben seiner Väter. Sie werden eingedenk sein, daß sowohl durch die neueren Verkehrsmittel als durch die veränderte politische Stellung Baierns die Verhältnisse des Landes wesentlich verkleinert worden sind und die Kosten der überwuchernden Verwaltungseinrichtungen auf die Länge nicht ertragen werden können. Sie werden auf Reform der Administration im Ganzen und Großen, auf Ersparung in allen Theilen des Staatshaushaltes und auf gerechtere Vertheilung der Steuerlast dringen.

Die künftigen Abgeordneten werden eine Regierung erstreben, die pflichtmäßig Ernst macht mit Wahrung der ihr durch die Reichsverfassung immer noch zustehende Rechte — eine Regierung, die mit aller Kraft darauf dringt, daß der Nation der Friede nach außen und innen erhalten, beziehungsweise wieder gegeben werde; daß die maßlos wachsenden Lasten des Volkes für Militärzwecke sich vermindern; daß in volkswirthschaftlicher Hinsicht eine Bahn eingeschlagen werde, die dem ganzen Volke zu Gute kommen kann und nicht blos einzelnen Ständen und Klassen.

Sie werden eine Regierung verlangen, die dem Parteigeiste von dem unser biederes Volk nichts wissen will, die Thür der Staatsverwaltung verschließt; eine Regierung, die Recht und Gerechtigkeit übt, ohne Ansehen der Person und unparteiisch alle Aemter und Stellen vergiebt: mit Einem Worte: nicht eine Partei-Regierung, sondern eine baierische Regierung. Eine solche Regierung wird auch die ehrliche Freiheit hoch und heilig halten.

Das ist es, was das baierische Volk von seinen Vertretern verlangen muß, wenn noch Hoffnung sein soll auf die Wiederkehr besserer Tage für unser Vaterland. Niemals ist die Stimme der baierischen Wähler so schwer in's Gewicht gefallen, wie bei den bevorstehenden Wahlen; von ihrem Ausgang hängt es ab, ob die beklagenswerthen Zustände im Norden Deutschlands auch über unser Land hereinbrechen sollen oder nicht.

An uns also, baierische Männer, tritt die ernste Pflicht heran, zur Abwehr dieser das Heimathland bedrohenden Gefahren, in geschlossenen Reihen zur Wahlurne zu schreiten. Möge Gott unser Thun segnen, möge er schützend seine Hand halten über dem baierischen Land und dem baierischen Königshause.

Die italienische Kammer ist nach den heißen Kämpfen über das Sicherheitsgesetz vertagt worden. Die Abgeordneten von der Linken haben die Erklärung, ihre Mandate wegen der Annahme des letztern niederzulegen, wieder zurückgenommen. Garibaldi, der durch Krankheit verhindert war, an den Verhandlungen theilzunehmen, hat folgende Erklärung durch Cairoli verlesen lassen:

„Abwesend wegen Unwohlseins, anwesend mit dem Herzen, drücke ich mein Votum über das Gesetz aus, von welchem ganz Italien, insbesondere das heroische (?) Sicilien, und die anderen patriotischen unglücklichen Provinzen des Südens bedroht sind. Diese verlangen vorsichtige Abhilfe, nicht Ausnahmsmaßregeln. Die Ausnahme soll aufhören, die Herrschaft der Gerechtigkeit beginnen. So beklage ich und verwerfe den unheilvollen Gesetzentwurf; ermahne das Ministerium, nicht auf demselben zu beharren, im Namen des Vaterlandes, welchem mein Leben geweiht ist. Jedenfalls vertraue ich auf den gesunden Sinn der Nationalvertretung. G. Garibaldi."

Ein interessantes Beispiel, wie man in Frankreich die eigenen Absichten dem Gegner zu imputiren und, während man an den Vorbereitungen zur Revanche arbeitet, uns Deutsche des Chauvinismus anzuklagen sucht, liefert das „Paris-Journal" in einer seiner letzten Nummern unter der Ueberschrift: Caveant consules! Es erzählt in diesem Artikel u. A., wie Herr v. Bennigsen 1861, zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges mit Dänemark, ein Gespräch mit dem Baron Blixen-Finecke, dem Schwager des Königs von Dänemark und Studiengenossen Bennigsen's von Göttingen her, gehabt und in demselben Folgendes gesagt habe: „Ihr mögt mit Schleswig handeln wie Ihr wollt, Ihr mögt Euch zu Concessionen entschließen oder nicht, das ist uns gleichgültig. Wir brauchen einen Krieg mit Dänemark und wir werden ihn haben. Wann, weiß ich freilich nicht bestimmt zu sagen, aber Eure Haltung mag sein wie sie will, sie wird den Krieg nicht um eine Stunde beschleunigen oder verzögern." Aus dieser angeblichen Aeußerung wird dann die Nutzanwendung für die heutigen Verhältnisse gezogen. „Strebt Deutschland nicht nach einem neuen Kriege? Ist es nicht der Ansicht, daß dieser neue Krieg gegen Frankreich gerichtet werden müsse?" So, meint „Paris-Journal", müsse man fragen, und die Antwort liege auf der Hand, denn man rüste nicht, wie Deutschland rüste, wenn man sich ausschließlich den Arbeiten des Friedens hingeben wolle. Für das genannte Pariser Blatt ist es also eine ausgemachte Thatsache: Deutschland will den Krieg mit Frankreich, und somit ergiebt sich für dasselbe mit dem Hinweise auf jene Bennigsen'sche Aeußerung von selbst der Schluß: Mag Frankreich handeln wie es will, mag es sich noch so friedlich und nachgiebig zeigen, es wird dem von Deutschland geplanten Kriege doch nicht entgehen.

Die „Nat.-Lib. Corresp." wahrscheinlich von v. Bennigsen dazu autorisirt, sagt zu den Aeußerungen des Pariser Blattes:

„Nun war aber die Aeußerung des Herrn v. Bennigsen, wie wir von guter Seite erfahren, eine absolut andere. Er erklärte allerdings den Krieg mit Dänemark für unvermeidlich, aber nicht, weil Deutschland ihn brauche oder wolle, sondern weil die in Dänemark herrschende Partei für die gerechten Ansprüche Deutschlands unzugänglich sei, folglich die Concessionen nicht machen werde, durch welche der Krieg vermieden werden könne. In gleichem Sinne wird leider vielleicht auch der Krieg mit Frankreich in irgend einer Zukunft unvermeidlich sein, nicht weil Deutschland ihn „braucht" oder wünscht, sondern weil Frankreich darauf besteht, Elsaß-Lothringen wieder zu erobern, wie Dänemark darauf bestand, Schleswig zu incorporiren."

Aus Spanien liegen noch immer keine Siegesnachrichten alfonsistischer Generale vor, dafür wissen Regierungsblätter zu berichten, daß der Carlistenchef Dorregaray vier carlistische Offiziere, unter welchen sich die Cucala befinden, hat verhaften lassen. Leider bleiben Don Carlos noch immer so viel Offiziere, daß er neuerdings Bilbao, wie San Sebastian hart bedrängen kann. In Bilbao ist von der Abneigung gegen die Carlisten, die vor einem Jahre noch muthig die Leiden der Belagerung ertragen lehrte, keine Spur mehr zu finden. In der Nacht vom 13. auf den 14. überfielen die Carlisten eine Abtheilung Regierungstruppen, welche den Eisenbahn-Viaduct

---

Glück vollkommen! Dies Glück, das mich so ganz — so voll erfüllt: ist meine Liebe! Wie ist das doch jetzt so ganz anders, wie damals, als in dem jungen, gährenden, unklaren Knabenherzen zum ersten Mal ein schöner, lachender Mädchenkopf auftauchte, und in diesem Herzen und in den lateinischen Exercitien und in dem wöchentlichen Taschengelde von zehn Silbergroschen so entsetzliche Verheerungen anrichtete — wie ein brausender Frühlingssturm in den Bäumen, die ihre ersten Blüthenknospen treiben — saftgeschwellt — unwiderstehlich — blüthenselig — fruchtträumend ... bis der ganze Lenztraum von einem Windstoß plötzlich gebrochen — alle Knospenzweige langsam verdorrend am Boden lagen, und der arme junge Baum im finstersten Weltschmerz in allen Fasern bebte und sich und aller Welt einbilden wollte, für ihn sei es für immer mit allem Knospentreiben und Blühen vorbei ... Freund, wir Beide haben diese tolle, frühlingsgährende Sturm- und Drangperiode redlich durchgemacht ... möchtest Du doch auch erst sagen können, wie ich: „Ich bin damit fertig — für immer!" — und doch bin auch ich jetzt erst zweiundzwanzig Jahre alt! Aber mir ist, als wär' ich in diesem Sommer ein Anderer geworden — reifer, milder, klarer, — als läge jene brausende, so betäubend und sinnverwirrend duftende Frühlingszeit, wo der Saft in's grüne Holz tritt und tausend Knospenaugen springen — unwiderstehlich springen müssen — traumweit hinter mir ... Meine Liebe — mein Glück ist wie ein milder, stiller, sonniger Junitag! Die Welt ist so wunderschön fröhlich, die Vögel singen so hell und lieblich, die Blumen blühen und duften so still und friedlich, als könnt' es gar nicht anders sein, die Sonne lacht den ganzen Tag so mild und gleichmäßig, als gäbe es gar keinen Sturm — kein Gewitter — keine Regenwolken mehr ... und das Menschenherz kennt keinen Wunsch nach neuem, reicherem Blühen — denkt kaum daran, daß nach der Blüthe die goldene üppige Frucht kommt — kommen muß nach dem Gesetz der Weltordnung ... Ja, mein Freund, ich bin vollkommen aufrichtig: die holde Zeit der Blüthe erfüllt mich so ganz — macht mich so übermenschlich glückvoll, daß ich kaum ein Erdenverlangen kenne nach den Tagen der Frucht, wo Marga mir ganz angehört — mein — mein ganz allein für dies schöne, sonnige Erdenleben ...

Seit dem ersten August sind wir hier auf dem schönen grünen Rügen — und in der „Badeliste" des „Ostseebades Saßnitz" könntest Du in feierlichster Druckerschwärze auf sehr graulichem Theaterzettelpapier lesen:

„Herr Geheimer Finanzrath Nebelthau nebst Fräulein Schwester und Fräulein Tochter und Bedienung aus Berlin bei Peter Kruse; Herr Max Börner — und Werner Rosen, Studiosi aus Berlin, bei Jochen Kruse."

NB. Jedes dritte Fischerhaus heißt hier nämlich Kruse.

Der alte Papa hat Max und mich „mitgenommen" — wir sind seine Gäste. Wir wohnen nicht in demselben Hause. Max sagte mir: Tante Guttchen habe ein Wörtchen von Schicklichkeit dazwischen geflüstert. Aber wir sind doch den ganzen lieben, langen, schönen Sommertag bei einander.

Und das „Ostseebad Saßnitz?"

Liebster Junge, es giebt kaum etwas Närrischeres, als ein armes Fischernestchen, das vor einer Mandel Jahre noch aus einigen Dutzend zerstreut stehender Lehmhütten bestand, dann von einem tollkühnen Touristen, Maler oder Poeten entdeckt, wegen seiner köstlichen Lage am Meere und am üppigsten alten Buchenwalde und wegen seiner Wohlfeilheit und Weltvergessenheit als Sommer- und Badenest erkoren wurde ... Im nächsten Sommer kam jener Entdecker, wie das Mädchen aus der Fremde, wieder und brachte noch einige Freunde mit, die seine Idylle und Langeweile und sein regelmäßiges Diner von gebratenen oder gekochten oder geräucherten Heringen und Flundern theilen sollten ... und dann kamen mehr und mehr stadtmüde Romantiker und schwärmten für die göttliche „natürlichste Natur" und erstickten schier in den Wolkenbetten und aßen sich an den Heringen das kalte Fieber an den Hals ... und die Lehmhütten faßten die Fülle der „Badegäste" nicht mehr, obgleich die Fischer in den Kuhställen wohnten und auf den Heuböden schliefen ... Und mit dem Gelde, das den vielen „unmenschlich reichen" Fremden von Jahr zu Jahr immer reichlicher abgezapft wurde, wuchs die Speculation und der Unternehmungsgeist, und Haus wurde neben Haus aufgeführt, möglichst dicht an einander, daß nicht 'mal ein Gartenfleckchen übrig blieb — enge, krumme, gepflasterte Straßen bildeten sich von selbst ... Das ist die Geschichte und ein Bild von unserem Saßnitz: von Ländlichkeit — von Natur keine Spur mehr in dem „Fischerdorfe". Die armen Seelen, die wie die Heringe in den engen Gassen eingepökelt sind und von ihrem Fenster aus auf andere Fenster mit geputzten Stadtgesichtern sehen, und noch mehr Stadttoiletten mit Operngucken in den glacirten Händen nach irgend einem Aussichts- und Luftschnappunkte spießruthenlaufen lassen, brauchen gar nicht viel Phantasie zu besitzen, um sich — in ihrer Heimathsstadt wieder zu Hause zu finden. Dabei zittert durch diese schwülen Gassen bei der leisesten Luftbewegung ein feiner, heißer Kreidestaub, von den großen Kreideschlemmereien herrührend. Aber merkwürdig, wie erfindungsreich manche Menschenherzen sind: allen Dingen die beste Seite abzugewinnen! Da erzählte mir gestern ein Berliner Doctor — Berlin ist natürlich auch hier, wie im Sommer in Deutschland überall, nur nicht in Berlin, am stärksten vertreten, und wer, der es eben zu keinem andern Titel bringen konnte, wäre in Berlin nicht Doctor! — in allem Ernste: gerade dieser Kreidestaub sei so äußerst gesund — wenn man recht viel Bier dazu tränke, entwickele sich aus ihm in den Lungen die kostbarste, heilsamste — — Kohlensäure! Natürlich müssen die Badegäste diese famose Kohlensäure auch mitbezahlen ... denn was bekäme der Badegast nicht Alles auf Rechnung: Sonne, Mond und Sterne — nämlich den Sonnenuntergang in's Meer und den Mondaufgang aus den Wellen und das Sternengefunkel aus der tiefen Meeresbläue ... Und gerade wegen dieser bösesten Leidenschaft: der Habgier — die mit dem blanken Gelde der Fremden in solch' armes, glückliches Fischerdorf und in die vorher so zufriedenen Fischerherzen einzog und wie eine Giftblume riesenschnell wuchs und plötzlich in greller Blätterfülle dasteht und allerlei andere Wucherpflanzen im Gefolge hat: Neid und Hochmuth und Trägheit — und wie sie sonst alle heißen ... ja, deswegen thut mir solch' armes, weltvergessenes, in seiner Unwissenheit so glückliches Dörfchen immer so recht von Herzen leid, wenn ich höre: es wachse zum Badeort empor! Dieser Uebermuth tritt hier besonders in einer wahrhaft classischen, naiven Grobheit der Herren Hoteliers an's Tages- oder Lampenlicht — es ist oft, als hätte man irgend einen Helden der göttlichen Odyssee vor sich! In dem Speisesaal des einen Odysseers steht mit großen Buchstaben angeschrieben: „Hier wird während der Mittagstafel kein Bier verabreicht!" Denke Dir Bärtchen's und meine langen Gesichter: Student sein — im nordischsten Norddeutschland — und kein Bier ... unerhört! Unser Goldpapa ließ natürlich Wein auffahren — aber ... hu! seine Vater- und Mutterstadt heißt: Stettin an der Oder — er hat nie einen Sonnenstrahl gesehen — bei düsterem Lampenlicht im verschwiegensten Keller wurde er geboren, Frau Oder ist seine Mutter, Spiritus, Rosinenstengel, Blaubeeren und sonstige Herrlichkeiten sind seine Gevattern ... schweigen wir für immer davon! Am Abende machten Bärtchen und ich eine Entdeckungsreise in das zweite Hotel von Saßnitz — im Munde witziger Badegäste: „Zum verlassenen Leisten" genannt. Zu unserem Unglück traten wir gleich nach drei ausgehungerten Fußtouristen in das Gastzimmer, wo à la carte gegessen wird. „Ich bitte um Rührei mit Schinken!" sagte ich, eingedenk der traurigen Fleischerfahrungen, die ich in ähnlichen Nestern gemacht. „Ich bitte um ..." begann Bärtchen — aber der Herr Wirth vom „Verlassenen Leisten" ließ ihn nicht weiter reden: „Das fehlte noch, wenn Jeder etwas Apartes zu Abend essen wollte ... Diese drei Herren haben soeben Pellkartoffeln, aufgeschwitzten Kalbsbraten und Backpflaumen bestellt — also müssen Sie das auch essen — sonst giebt's nichts ..." Bärtchen wollte sein Gastrecht wahren — aber ich flüsterte ihm zu: „Unglückskind, willst Du denn hungrig zu Bett gehen? Tante Guttchen ist ja noch nicht eingerichtet ..." und wir setzten uns geduldig hin und aßen Pellkartoffeln und aufgeschwitzten Kalbsbraten und Backpflaumen, obgleich wir erst zu Mittag hinreichende bierlose Muße gehabt hatten, allerlei Betrachtungen über die Vergänglichkeit allen Fleisches, insonderheit von drei Tage alten Kälbern anzustellen. Am anderen Tage nahm Tante Guttchens gesegnete Hand unsere Beköstigung selbstständig an sich, und wir befinden uns sehr wohl dabei. Es macht mir kindischen Spaß, unser Tantchen alle Morgen um sieben Uhr an den fahrenden Fleischerladen zu begleiten, der uns von dem Städtchen Sagard aus beglückt. Dort finden sich die sorgsamen Hausmütter und Haustanten in duftigen Morgenhäubchen ein, und die Gefühle pro Kalbsbraten contra Hammelkeule werden ausgetauscht; selten versteigt sich eine Ansicht zu Rinderfilet, ... „das muß zu lange schmoren, und wir sind doch hier, um Natur, See- und Waldluft zu genießen und nicht den halben Tag in der Küche zu stehen ..." Dabei bleibt aber den lieben Landeskindern, den breitmäuligen Flundern und den silberglänzenden Heringen, die so zartbesaitet sind, daß sie schon sterben, wenn sie nur eine Secunde die Luft dieser sündigen, heringsmörderischen Welt über dem Wasser einathmen, doch noch ein furchtbar weiter Spielraum auf den Speisezetteln übrig. „Weißt Du, was ich hasse, Tante Guttchen, — mit ganzer Kraft meiner glühenden Seele hasse?" sagte unser Bärtchen gestern Abend, als wir draußen unter dem Leinwandzelte vor der Wohnung wieder 'mal Landeskinder aßen. Wir nämlich sind so glücklich, nicht in einer engen Gasse zu wohnen, sondern in freistehenden Häusern auf dem hohen Ufer, mit dem vollen Blick auf das schöne, ewige Meer.

Tante Guttchen entsetzte sich natürlich furchtbar vor dem glühenden Hasse Bärtchen's, ließ Messer und Gabel fallen und kreuzte in Erwartung der entsetzlichen Dinge die Arme schon im Voraus brünstig über der Brust: „Haß, lieber Max — o, nicht doch — Hassen ist Sünde ..."

„Gewiß, Tante Guttchen — und Du kannst mich vor dieser Sünde bewahren ..."

„Ich?" entsetzt und bekreuzt sich Tante Guttchen noch mehr.

„Ja, Tante Guttchen — gieb mir keine weichlichen, in Wasser mit Lorbeerblättern gekochten Heringe und Flundern mehr zu essen — und ich werde dies ganze Geschlecht lieben lernen ... Noch acht Tage Heringe, und ich werde zum Menschenhasser ... bis zur Poesie habe ich es schon gebracht — höre nur, Tantchen, meine

Fischeridylle.

Auf den blauen Meereswellen
Sich im Kahne sanft zu schaukeln,

den Belada bei Reinosa zu bewachen hatte; sie versuchten den Viaduct zu sprengen, was ihnen jedoch wegen Mangels der geeigneten Mittel nicht gelang.

In welcher kühlen Weise die „Times“ den vom „Golos“ befürworteten Plan einer Allianz zwischen Rußland und England aufnahm, haben wir bereits mitgetheilt. Aber auch in Rußland haben sich die Stimmen für die Aufrechterhaltung des Drei-Kaiser-Bündnisses so sehr gemehrt, daß der „Golos“ selbst es für angezeigt hält, wieder abzuwiegeln. In seiner neuesten politischen Revue der Ereignisse in Westeuropa nimmt er den Drei-Kaiser-Bund als die bisher einzig thatsächlich bestehende Friedensgarantie in Gnaden wieder auf, wobei er auch Oesterreich reiches Lob für die zur Festigung des Bundes unternommene Mission des Erzherzogs **Albrecht** spendet. Von dieser Reise, meint das russische Blatt, können Oesterreich und zugleich auch Europa das Beste erwarten. Der Besuch des Erzherzogs bei den Kaisern von Rußland und Deutschland, sowie die von ihm angenommene Einladung, den deutschen Herbstmanövern in Schlesien beizuwohnen, geben Beweis davon, daß die österreichische Regierung, insoweit es von ihr abhängt, das enge Einverständniß der drei Mächte eifrig fördert, das zum Ausgangspunkte aller friedliebenden Politik geworden ist und bisher die einzige Garantie der Erhaltung des Friedens Europas biete.

Die Regelung der Grenzen zwischen **Montenegro** und der **Türkei** ist auf bestem Wege. Die Pforte ergriff die Initiative zu derselben und der Fürst setzte ihrem Vorschlage keinerlei ernstlichen Widerstand entgegen; die Grenzcommission wird unverzüglich an die Lösung ihrer Aufgabe gehen, da Fürst Nikita kaum zögern dürfte, die montenegrinischen Delegirten, die dabei mitzuwirken haben, zu ernennen.

In **Nordamerika** begeht man schon die Vorfeier zu dem im nächsten Jahre bevorstehenden hundertjährigen Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung. So wurde am 17. d. Mts. in Boston die Feier des hundertjährigen Jahrestages der Schlacht von Bunkershill unter der Betheiligung einer außerordentlich großen Volksmenge vollzogen. Bei dem Feste verkehrten alle Soldaten der Unionsarmee und der ehemaligen Armee der Conföderirten, in vollkommenem Einvernehmen. Mehrere aus dem Secessionskriege bekannte Staatsmänner und Generale der Union und Conföderation hielten patriotische Ansprachen.

Deutschland.

□ **Berlin**, 18. Juni. [**Die Kriegsrechts-Conferenzen in Petersburg und die englisch-russische Entente. — Die Mission des Erzherzogs Albrecht. — Voraussichtlicher Begnadigungsact. — Der neue spanische Gesandte. — Ultramontane Studentenvereine. — Neue deutsche Zeitung in Petersburg. — Der Krach in England.**] Die Entente zwischen Rußland und England hat bereits einen Erfolg aufzuweisen. Entgegen der bisherigen Vermuthung hat Rußland auf die Kriegsrechts-Conferenzen verzichtet. Anders ist nämlich die neuerdings abgegebene Erklärung des Petersburger Cabinets nicht zu deuten, nach welcher die Vorarbeiten noch nicht zu einem genügenden Abschlusse gekommen seien, um die Conferenzen im Herbst aufnehmen zu können. Es ist dies eine Concession Rußlands an England, die mit einer vollständigen Aufgebung des Conferenzprojects gleichbedeutend ist. Und der Preis dieser Nachgiebigkeit? Personen, die dem hiesigen Kriegsministerium nahe stehen, wollen wissen, daß man hier den unpraktischen Verhandlungen über das Kriegsrecht nur mit Zögern beitreten wollte; aber weil es sich um eine Lieblingsidee des Kaisers Alexander gehandelt, so sei eine zusagende Antwort erfolgt. Jetzt fühle man sich erleichtert, nachdem die Angelegenheit ins Wasser gefallen ist. Indessen hören wir von anderer Seite, daß der politische Zweck Rußlands, den es offenbar mit der Kriegsrechts-Conferenz verfolgte, nicht aufgegeben sein kann, es wäre denn, daß Rußland damit ein Vergleichsobject angeboten hätte, um Concessionen Englands für die orientalischen Angelegenheiten zu erhalten, die ihnen von anderen Mächten verweigert wurden. — Ueber die Mission des Erzherzogs Albrecht an die Hoflager der Kaiser von Deutschland und Rußland wird uns von Ems geschrieben: „Der Kaiser Joseph hat die Reise nach Ems unterlassen, weil der Zweck derselben allzu ostensibel gewesen wäre. Der deutsche und österreichische Kaiser werden sich ohne Zweifel bald in Ischl begrüßen. Gegenwärtig handelt es sich darum, der früheren einigermaßen kriegerischen Situation, welche ihre Krisis durchgemacht hat, einen friedlichen Niederschlag durch den Hinweis auf die Festigkeit des Drei-Kaiser-Bündnisses zu geben. Diesen Hinweis zu liefern, war dem Kaiser von Oesterreich um so erwünschter, als man hier und in Petersburg über die Haltung einer gewissen Hof- und Militärpartei in Wien Berichte erhielt, die nicht verfehlen konnten, einen unangenehmen Eindruck zu machen. Es lag nahe, daß der Kaiser von Oesterreich gerade den Erzherzog Albrecht als Interpreten seiner Wünsche absandte, weil unter den österreichischen Prinzen dieser tapfere General so zu sagen als der Chef jener Partei bezeichnet wird, welche mit den Traditionen des vormärzlichen Oesterreichs zumeist sympathisirt. Inwieweit dies begründet ist, mag dahin gestellt bleiben. Der prinzliche Repräsentant des Kaisers von Oesterreichs wird sich hier eines ebenso entgegenkommenden Empfanges erfreuen, wie in Jugenheim. Damit ist der eigentliche Zweck der Mission des Erzherzogs Albrecht erfüllt, nämlich daß das Drei-Kaiser-Bündniß die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens bedeute, somit die volle Uebereinstimmung der drei Mächte durch nichts gestört erscheint. Es ist ziemlich gleichgiltig, von welcher Seite die Initiative zu dieser erneuten Manifestation ergriffen wurde. Die hier lebenden russischen Diplomaten sind durch diese Kundgebung deshalb angenehm berührt, weil die französische und selbst ein Theil der englischen Presse aus der Annäherung Rußlands und Englands Consequenzen ziehen, die weit über die Bedeutung derselben hinausgehen. Es sei richtig, sagt man hier auf russischer Seite, daß der Kaiser Alexander den General Schuwaloff beorderte, dem britischen Cabinet freundschaftlich entgegenzukommen. Aber es dürfe auch nicht vergessen werden, daß die britischen Staatsmänner geradezu behaupteten, Fürst Bismarck stehe hinter dieser ostensiblen Annäherung Rußlands. Damit sei der Beweis geliefert, schließt man russischerseits, daß das Märchen von einer neuen Coalition, welche Rußland geschaffen haben soll, um sich dem Einflusse Deutschlands zu entziehen, am allerwenigsten von den nüchternen Engländern geglaubt wird. — In hiesigen juristischen Kreisen wird angenommen, daß das Kammergericht im Arnim'schen Falle lediglich das Erkenntniß des Stadtgerichts bestätigen wird. Obwohl vorauszusehen ist, daß die Verwandten des Grafen Schritte für seine Begnadigung unternehmen werden, so glaubt man doch, daß der Kaiser aus eigener Initiative eine völlige Begnadigung oder mindestens eine Umwandlung der Gefängnißstrafe in Festungshaft eintreten lassen wird. — Privatbriefe aus Madrid stellen der Regierungsdauer Alfonso's kein günstiges Horoskop. Der neue spanische Gesandte am hiesigen Hofe, Herr Merry y Colomb, wird sich beeilen müssen, seine Creditive an den übrigen Höfen zu überreichen, wenn ihm nicht bis zum Herbst ein anderer Repräsentant seines Landes zuvorkommen soll. Jedenfalls hält man hier die bevorstehende Ueberreichung seiner Creditive in Dresden mindestens für überflüssig. — Die Ultramontanen vermerken es sehr übel, daß dem Verbands-Verein „Germania“ in Münster verboten wurde, die diesjährige General-Versammlung des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands am Schlusse des laufenden Semesters einzuberufen. Indessen hat das Verbot seine guten Gründe. Die sogenannte General-Versammlung der Studentenvereine sinkt zu einem Conventikel jugendlicher Fanatiker der clericalen Partei herab, die zu dulden nicht in der Absicht der akademischen Behörde liegen kann. — In Petersburg wird ein neues deutsches Journal in großem Style erscheinen. Der Herausgeber befindet sich hier, um geeignete Kräfte für dasselbe zu engagiren. Das Programm lautet auf eine Vermittelung des deutschen und russischen Elements und sucht in einer deutsch-patriotischen Haltung in auswärtigen Fragen eine Lücke in der russischen Presse auszufüllen. — In unseren Finanzkreisen denkt man über die Zahlungsstockungen in England ziemlich ruhig und obwohl dieselben einen nicht unbeträchtlichen Umfang angenommen haben, so knüpft man doch noch keine pessimistischen Befürchtungen an den Verlauf für den hiesigen Geldmarkt. Indessen will man die Gefahr einer bevorstehenden Handelskrisis nicht unterschätzen, weil namentlich aus den deutschen Seehandelsplätzen Befürchtungen über den Eintritt einer solchen laut werden.

△ **Berlin**, 18. Juni. [**Die baierischen Wahlen.**] Wie es sich gebührt, nimmt man hier das größte Interesse an dem bevorstehenden Wahlkampfe in Baiern; da nach der allgemein verbreiteten Meinung lediglich von dem Ausfall des Wahlkampfes es abhängt, ob das dritte Viertel des 19. Jahrhunderts bei seinem Beginn in dem zweitgrößten deutschen Staate ein clericales Ministerium erblicken wird, so handelt es sich um eine für das ganze deutsche Vaterland hochwichtige Frage. Denn wenn auch das jetzige baierische Ministerium, incl. des Hrn. Lutz, der auf wichtige Beschwerden zuweilen erst nach einigen Jahren entscheidet und sich auf absichtliche Verschleppungen etwas zu 'gute thut, auf besondere Sympathien Seitens der Liberalen wenig Anspruch hat, so könnte doch zur Zeit sein Ersatz durch den Reichstagsabgeordneten Frhrn. zu Frankenstein und Genossen leicht recht unangenehme Verwickelungen für das deutsche Reich zur Folge haben. Ein recht böses Omen für die Wahlen liegt aber für uns in der „kunstvollen Wahlkreis-Geometrie“, durch welche das Ministerium den Clericalen ein paar Abgeordnete wegzuschnappen versucht. In Preußen kennen wir diese geometrischen Versuche für Urwahlbezirke in einzelnen Wahlkreisen bis in die neueste Zeit hinein, — für Wahlkreise nur aus der Reactionszeit der 50er Jahre, wo Minister Westfalen mit Hilfe der ihm ergebenen Oberpräsidenten Unübertreffliches in tendenziöser Bildung von Wahlkreisen leistete. So z. B. war 1855 die mitten im 1. Jerichowschen Kreise gelegene Stadt Burg aus diesem Kreise herausgenommen und mit der Stadt Magdeburg zu einem Wahlkreise vereinigt, natürlich nur damit ihre liberalen Wahlmänner nicht auf die der ländlichen Gemeinden Einfluß gewinnen könnten. Diese Leistungen des feudalen Ministeriums waren deshalb auch die Veranlassung des preußischen Wahlbezirks-Gesetzes von 1860. Unbegreiflich aber ist es uns, wenn liberale Correspondenten aus München (z. B. heut in der „Nationalzeitung“) die gegenwärtige Leistung des baierischen Ministeriums nicht blos in Schutz nehmen, sondern dem Ministerium sogar „die Pflicht“ zusprechen, dabei „so zu verfahren, wie sie es im wahren Interesse des Landes für erforderlich erachten“, sofern nur die Bestimmungen, welche das Wahlgesetz vom 4. Juni 1848 aufstellt, nicht „in irgend einer Weise überschritten worden.“ Die letzte Beschränkung kann nur für Diejenigen als Entschuldigungsgrund klingen, die jenes Wahlgesetz nicht kennen; andernfalls kommt es auf einen Hohn hinaus, da das Wahlgesetz

(Fortsetzung in der ersten Beilage.)

In dem Dünensand zu lungern,
Auf das Meer hinauszuträumen,
Bei den bied'ren Fischern hocken,
Ihren Seehundskämpfen lauschen...
Und dabei in meerestiefe
Blaue Mädchenaugen schauen...
Alles wäre so idyllisch,
Röchen nicht die bied'ren Fischer,
Ihre theergetränkten Schifflein,
Ihre Netze, ihre Stiefeln,
Ihre Seehundsfanggeschichten,
Röcht der Dünensand, der weiße,
Dufteten nicht selbst die Rosen
In dem Gärtchen vor der Hütte
Nur nach Hering — Hering — Hering!
Ja, der Kuß, den ich heut küßte
Von den wunderschönen Lippen
Dieser wunder — wunderschönen
Fischertochter — — schmeckt nach Hering...

„Aber, Max, ich bitte Dich — Du wirst doch nicht im Ernst...“

„Geküßt haben?“ — lachte unser Goldpapa so recht von Herzen, daß es weit auf das Meer hinausschallen mußte — und zwei nervöse Damen, die eben die schmale Steintreppe vom Strande heraufstiegen, erst einen kleinen Schreckensruf ausstießen, und dann einen großen, vernichtenden Blick zu uns hinaufschossen — „Tante Guttchen, dafür ist er Student — und ich... bin's auch 'mal gewesen... aber, Guttchen, in allen Ehren!“

„Und Du — Du bist auch Student?“ sahen mich zwei große, helle Kinderaugen fragend an... und so ernst, fast traurig, wie ich sie kaum je gesehen hatte. — O, wie da jeder flüchtige, spielend geraubte Kuß — draußen am Rhein und am Neckar — mir wie Feuer auf dem Herzen brannte! Ich fühlte, wie mir dies Schuldbewußtsein in die heißen Wangen stieg und aus den verlegenen Augen schoß — ich mußte sie niederschlagen. Und dann konnte ich die fragenden, ernsten Augen nur bittend ansehen und ihr unter dem Tische herzlich die Hand drücken und flüstern: „Marga, ich war einst auch ein Student — ein leichtes, lustiges Blut... ich hatte ein heißes, sehnendes Herz — und da suchte ich nach einem anderen Herzen und glaubte es wohl ein paarmal in zwei schönen Augen und auf zwei jungen rothen Lippen gefunden zu haben... aber zur Sünde kam es nie — bei Gott nicht!... und jetzt, da ich Dich gefunden, ist's mir, als wär' es schon hundert Jahre her, daß ich jener Student war...“

Und sie drückte mir fast heftig die Hand und zog mich aus dem Zelt vor auf die Platte, wo man frei auf das weite, weite Meer schaut — und sie wollte lächeln und einen neckenden, heiteren Ton anschlagen: „Und wenn Du doch einmal wieder — Student würdest ... und Du säßest eines Abends neben einer Anderen und erzähltest ihr von Deinem heißen, sehnenden Herzen und meinen Augen und jungen, rothen Lippen... und wie Alles doch nur ein Irrthum war — ein Knabentraum vor hundert Jahron...“ und ihre Stimme brach — und die Thränen stürzten aus ihren Augen... Und dann lächelte sie wieder und nannte sich ein thörichtes, furchtsames Kind... Aber ihre holde, frohe, sorglose Kindlichkeit, die mich beim ersten Blick ihr ganz gefangen gab, wollte den ganzen Abend nicht wieder kommen. „Verstellen kann ich mich nicht — Du mußt mich nun einmal nehmen, wie ich gerade bin — mit all' meinen Kindereien und meinem Uebermuth und meinen Ungezogenheiten und meiner grenzenlosen, ewigen Liebe!“ — hat das süße Leben mir ja so oft gestanden.

Daß sich das arme Menschenherz doch immer quälen muß mit der Furcht vor Dingen, die ja ganz unmöglich kommen werden! Ich sollte mein reiches, goldenes Glück fortwerfen können?... Um anderer schöner Augen und rother Lippen willen — meinen seligsten Erdentraum eigenhändig zertrümmern?... Da müßte ich ja erst wahnsinnig werden... und davor bewahre mich der gütige Himmel!

(Fortsetzung folgt.)

Theater- und Kunstnotizen.

Berlin. Die beiden jüngst engagirten Mitglieder unserer Königlichen Oper, die Herren **Heinrich Ernst** und **Josef Beck**, haben von **Richard Wagner** die ehrenvolle Aufforderung erhalten, bei den Bayreuther Festspielen mitzuwirken und sich schon im nächsten Monat an den Proben zu betheiligen.

Wie der „Nov.-Cur.“ erfährt, ist Herrn **Helmerding** der Antrag gemacht worden, die Direction des Wallnertheaters nach Ablauf des mit Herrn Lebrun abgeschlossenen Pachtvertrages zu übernehmen.

Dresden. Das bisherige Mitglied des Breslauer Stadttheaters, Herr Dr. **Weiß**, ist an das hiesige Hoftheater engagirt worden.

Bei der Anwesenheit des Königs von Schweden wurde Herr Kapellmeister Friedrich **Wagner** mit dem Trompeterchor des K. S. Garde-Reiter-Regiments zu einem Concert befohlen, wobei auf besonderen Wunsch zwei Piecen von Herrn Wagner vorgetragen wurden. Der König unterhielt sich in huldvollster Weise mit dem Dirigenten und wünschte die Noten zu dem vorgetragenen Liede. Herr Wagner erhielt als Anerkennung die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Görlitz. Herr Gustav von **Moser**, der längere Zeit geschwiegen, überreicht der deutschen Bühne noch im Laufe des Herbstes d. J. nachstehende 5 Novitäten: 1) „Drei Monat a dato“, Original-Posse in 4 Acten. 2) „Ein vorsichtiger Mann“, Posse in 3 Acten; bereits aufgeführt in Hamburg, aber neuerdings unter Mitwirkung von Eduard Jacobson umgearbeitet und mit neuen Couplets versehen. — Beide Stücke kommen den nächsten Winter mit Bestimmtheit im Wallner-Theater zur Aufführung. 3) Das dreiactige Lustspiel: „Der Veilchenfresser“ in gänzlich veränderter Gestalt mit neuem vierten Acte. 4) „Die hohe Schule“, Lustspiel in 4 Acten; Nr. 3 und 4 füllen je einen Theaterabend. 5) „Onkel Grogk“, Lustspiel in 3 Acten.

Hamburg. Ueber das Vermögen des Herrn F. Wilh. Hock, der noch vor Kurzem sein 25jähriges Künstlerjubiläum feierte, ist der Concurs ausgebrochen.

Leipzig. In der Sitzung des **vereinigten Finanz- und Verfassungs-Ausschusses der Stadtverordneten** ist mit 15 gegen 3 Stimmen beschlossen worden, die Rathsvorlage, wonach die städtischen Theater in städtische Verwaltung genommen werden sollen, **abzulehnen**. Wie das Plenum des Collegiums sich entscheiden wird, bleibt abzuwarten.

Das **Carltheater** ist am 13. Juni unter der neuen Direction des Herrn Wilhelm Sachse eröffnet worden.

München. Frl. Hermine **Bland** ist nach außergewöhnlich erfolgreichem Gastspiele unter sehr günstigen Bedingungen auf mehrere Jahre an das hiesige Hoftheater engagirt worden. — Frl. **Bland** sowie Frl. **Hagen** und Herr **Knorr** treten ihr Engagement am Hoftheater zu Beginn der Herbstsaison an.

Wien. Gegenwärtig weilt **Verdi** in Wien, wo er seine zum Andenken an **Manzoni** componirte Messe und Aida zur Aufführung bringt. Am 12. wurde zunächst die Messe unter Verdi's Direction zur Aufführung gebracht und hatte einen außerordentlichen Erfolg. Verdi wurde bei seinem Erscheinen mit einem Beifallssturm empfangen, der sich nach jeder Nummer wiederholte. Die Solopartien sangen die Damen **Waldmann** und **Stolz** (beide Wienerinnen, gegenwärtig in Cairo engagirt) und die Herren **Masini** und **Mediri**. Namentlich die Damen errangen sich die Gunst des Publikums im Sturm. Besonders gerühmt wird die Sopranistin **Stolz**, welche ihre machtvoll glänzende Stimme von der tiefsten Tiefe bis zur höchsten Höhe in allen Abstufungen des Klanges und des Ausdrucks mit einer imponirenden Sicherheit und Ueberlegenheit beherrscht, so daß sie in **dieser** Beziehung nur sehr wenige Rivalinen in Europa hat, wenn es überhaupt deren giebt.

Im Hofoperntheater wird in der nächsten Saison **Verdi's** „Don Carlos“ zur Aufführung gelangen.

Ein einactiges Lustspiel des bekannten Humoristen **Oscar Blumenthal**, das den Titel „Die Philosophie des Unbewußten“ führt, ist vom Wiener Hofburgtheater, dem Landestheater in Prag und dem Hoftheater in Hannover zur Aufführung angenommen worden.

Das **Theater an der Wien** wird am 16. September mit dem Gastspiel der Schauspieltruppe des Herzogs von Meiningen eröffnet, und zwar hat der Herzog mit Herrn Director **Steiner** sein Abkommen dahin getroffen, daß die Meininger für vier Wochen das Theater miethen. Herr Steiner bekommt 800 Gulden für den Abend und bezieht außerdem die eventuellen Vormerkgebühren. Man glaubt nämlich bei dem außerordentlichen Interesse, welches diese Schauspielergesellschaft noch überall erregt hat, mit Bestimmtheit auf Vormerkgebühren rechnen zu können.

Frl. Bertha **Steinher** vom Hofoperntheater ist von der Direction des Theaters an der Wien engagirt worden.

Der ehemalige Director des Breslauer Stadttheaters Herr **Gundy** soll sich um die Direction der „Komischen Oper“ bewerben!

Die Berliner Tänzerin, Frl. **Linda**, welche ein Gastspiel am Hofoperntheater mit bestem Erfolg eröffnete, wurde dieser Tage das Opfer eines beklagenswerthen Unfalles. Das Fräulein wohnt mit der Mutter im Hotel „Müller“, wo sie im dritten Stockwerke einen Salon und ein Schlafzimmer innehaben. Das dritte Stockwerk des genannten Hotels besteht aus einem wahren Labyrinth von Corridors, in deren entlegenstem sich die Appartements der Damen befinden. Nachts gegen 12 Uhr, als die Damen eben zu Bette gegangen waren, hörte Fräulein **Linda** das Schlürfen von Schritten einer Person, die offenbar die Fußbekleidung abgelegt hatte, um unhörbar sich nahen zu können. Die Person, soweit Fräulein Linda in ihrem Schrecken wahrnehmen konnte, war bereits so nahe, daß, wie sie angiebt, sie sogar den Athem derselben fühlte. Mit einem Angstschrei sprang sie aus dem Bette, stürzte mit dem Rufe: „Mama, es ist Jemand in meinem Zimmer!“ in den anstoßenden Salon, in dem die Mutter schlief und hierauf, von Letzterer gefolgt, auf den Corridor. Die lauten Hilferufe blieben anfangs ungehört, was durch den Umstand zu erklären ist, daß der Corridor eben ganz abseits liegt. In ihrer Angst schlug nun Fräulein Linda einige Fensterscheiben ein und setzte dann ihre Hilferufe fort, hierbei zog sie sich an den Händen einige ziemlich tiefe Schnittwunden zu. Endlich wurde sie gehört. Einige oberhalb der Damen wohnende Studenten kamen herab und einer derselben, ein Hörer der Medicin, leistete der Verwundeten, welche bereits einen bedeutenden Blutverlust erlitten hatte, die erste Hilfe. Nun fahndete man nach dem Eindringling, derselbe hatte sich jedoch die allgemeine Verwirrung zunutze gemacht, und war spurlos verschwunden. Der rasch herbeigeeilte Theaterarzt legte sodann dem Fräulein einen ordentlichen Verband an. Er constatirte, daß eine Gefahr durchaus nicht vorhanden sei, daß jedoch die Heilung der Wunde zum Mindesten vierzehn Tage beanspruchen werde. Natürlich konnte unter diesen Umständen von einer Fortsetzung des Gastspiels keine Rede sein. Ueber die Person und die Absicht des Eindringlings erschöpfen sich die Damen nur in Vermuthungen. Wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß er es auf die kostbaren Schmucksachen, welche die Damen mit sich führen, abgesehen hatte, so spricht doch Manches auch dafür, daß es vielleicht irgend ein heißblütiger Enthusiast war, der seiner Begeisterung für Fräulein Linda auf diese Weise Ausdruck geben wollte.

Basel. Am hiesigen Stadttheater wurde für die nächste Saison Herr Richard aus Breslau engagirt.

Paris. Die **Gesellschaft der Schriftsteller und dramatischen Autoren** hat jüngst ihren Jahresbericht veröffentlicht. Die Summe, welche die Mitglieder im verwichenen Jahre eingenommen, beziffert sich auf 10,516,068 Frcs. Den größten Theil davon brachte die Oper ein, 1,849,312 Francs an Einnahmen. Danach kommt das Théâtre de la Gaîte mit 1,754,985 Frcs., die Porte-Saint-Martin mit 1,679,947 Frcs. In einem einzigen Monate, dem Januar, erhielten die Autoren nahezu eine Million Francs. In Frankreich sind sie eben etwas besser gestellt als in Deutschland.

Bergamo. Von **Donizetti**, der bekanntlich im Irrsinn starb, sind neulich hier noch folgende nachgelassene Werke gefunden worden: die Original-Partitur einer musikalischen Farce „La campanella della speciale“ („das Glöckchen des Krämers“), zu welchem Donizetti nicht nur die Musik, sondern auch den Text geschrieben hat; ferner die Partitur zu „deux hommes et une femme“, Text von Gustav Vaëz, und das Manuscript einer dreiactigen Oper: „Le duc d'Alba“ mit dem französischen Originaltext von Eugene Scribe. Der erste Act der letztgenannten Oper ist vollständig fertig und kann ohne Weiteres zur Aufführung gebracht werden. Von den anderen zwei Acten sind die Hauptnummern componirt und es sollen drei Componisten mit der Vervollständigung der Recitative beschäftigt sein.

Mit drei Beilagen.